

Ein Hort der Ketzerei

Von der Bibliotheca Palatina

„Ein Hort der Ketzerei“, einen Text derart zu übertiteln, von dem ich ja vorab wusste, dass er zum Vortrag in einer Kirche bestimmt ist, klingt freilich streitlustig. Diese Formulierung ist dabei eine, welche seitens der katholischen Kirche auf die Bibliotheca Palatina gemünzt wurde: „Ein Hort der Ketzerei“

Wir haben von der erzwungenen Schenkung dieser umfangreichen über Jahrhunderte gewachsenen in den Emporen der Heiliggeistkirche aufbewahrten Sammlung von Büchern und Manuskripten an den Vatikan gehört. Am 14. Februar 1623 wurden über 6000 Bücher und über 3500 Manuskripte aus Heidelberg abgeholt, und in 184 Holzkisten - teils hastig aus dem Kirchstuhl gezimmert - in einer Bücherkarawane von Mauleseln über die Alpen verbracht. Die Werke erreichten am 18. Juli 1623 Rom und wurden der vatikanischen Bibliothek zugeführt, der Hort somit aufgelöst, die Ketzerei einverleibt.

In Wahrheit – und das sind eben so die Wahrheiten, die dem alltäglichen Leben angehören, sich in dieses aber nicht einsperren lassen – ging es mir zunächst weniger um die Ketzerei, die wohl effekthascherisch sein mag, als um den Hort.

Ich mag das Wort. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich muss bei „Hort“ unweigerlich an einen großen Vogel denken. Nicht solche kleinen, wie Falken, die in Kirchentürmen nisten wie in diesem hier. Ich denke an wirklich große, mythische Vögel mit breiten Schwingen, denn das Wort klingt groß: Hort.

Groß und mythisch war auch die Bibliothek, der wir hier heute alle huldigen und mithilfe derer der gewisse Herrschende ihrer Leidenschaft für Heldenmythen fröhnten, was ihnen als therapeutisch anempfohlen wurde.

Aber natürlich, die Ketzerei, wir können sie nicht bloß nebenbei erwähnen. Der Vorwurf der Ketzerei verweist ja ungewollt immer auf eine gewisse Ohnmacht der Zensur. Und als eine Zensur war es durchaus gemeint, die protestantischen „Ketzer“ ihres geistigen Erbes zu berauben. Eine Bibliothek zu entführen, das macht sie auch 400 Jahre später, wenn sie längst dem Internet eingemeindet wurde, noch zu einem sagemunwobenen Objekt des Begehrens.

Die ihrer Auffassung nach rechtgläubigen Katholiken wollten diese Werke in ihren Besitz bringen, sicherlich in der irrigen Annahme, es wäre irgendetwas damit gewonnen, könnten sie diesen Kampf des rechten Wissens auf vertrautem Terrain austragen.

Ausgetragen wurde der Beutezug aber zunächst auf dem Rücken von 200 Mauleseln. Arbeitstiere, die für damalige - vor der automatisieren Vervielfältigung liegende - Zeiten eine schier unvorstellbare Zahl von Büchern über die Alpen schleppten. Das ist schon ein starkes Bild, oder gar *Film* für uns fernsehseriengeschulte Gehirne, der hier abläuft: Eine mehr als weideübliche Menge von Nutztieren, schwer bepackt mit so ungewöhnlicher wie empfindlicher Fracht, die sich über steinige Alpenpässe kämpft.

Winter, 1623: Noch keine Funktionsunterwäsche, noch keine die Witterung überlistende Ausrüstung oder gar technische Unterstützung wie wir sie heute kennen. Aber *schon* zerklüftete Felsen, trittgefährliches Geröll, Spuren früherer Grenzübergänger, geflüchtet vor Kampfhandlungen, Zeichen in den blanken Stein eingeritzt, Wege, die noch auf keiner Karte verzeichnet sind, wenig Unterschlupf. Tiere, die wir Menschen Räuber nennen und vor denen allein die Herde Schutz bietet. Schweißgetriebene Menschen, die wir uns automatisch – und sicherlich nicht unrichtig – als Männer vorstellen, Männer mit dreckverkrusteten Gesichtern und Körpern von einer bedenklichen Hagerkeit, die nur nicht stehenbleiben dürfen, weil sie ansonsten vielleicht nicht wieder in Bewegung kommen. Vor unserem inneren Auge Frostbeulen und ein nahender Geruch von Schnee, fernes Grollen donnernder Steinlawinen. Die Ahnung heute beinahe oder zur Gänze ausgestorbener Tiere machen den Film komplett – unser inneres Auge mag diese Tiere nur unscharf zeichnen, aber sie sind umso mehr da: mächtige Braunbären und Wölfe, aber auch Unscheinbares wie Schneehühner, und putzige und vermutlich wohlschmeckende Ziesel. Und dort und da ein stiller Alpensee.

Ich habe ehrlich gesagt keine Ahnung, wie ausgerechnet die Alpen literaturaffin zu passieren sind. Ich weiß von den Alpen, und Gletschern, von den bergigen

Verwerfungen der Geologie, die den Menschen, die sich dort bewegen, bis in die Gedanken hineinreicht.

Fast überall, wo die Gegend flach und weitläufig ist, sehnt man sich nach den Bergen. *Heute* mag das so sein, *damals* waren die Widrigkeiten und die scharfkantigen Kontraste der Jahreszeiten an den wie mit scharfem Messer in die Erdkugel gekerbten Gebirgen noch ein wenig hautnaher. Wind, der scharf um die Ohren pfeift und nicht mehr als eine schwächelnde Schwerkraft, die den Menschen oben hält - wenn sie will. Ich habe eine ungefähre Vorstellung vom unwegsamem Gelände, das zu überwinden war, um diese Schriften zu bergen, eine monatelange Reise, Februar bis Juli. Ich habe gehört von nackten Büchern, die des Gewichts wegen ihrer schwerwiegenden Einbände entledigt worden waren. Bücher, die derart ungeschützt auf dem Weg in den Dreck geworfen und danach ihrem matschigen Schicksal überlassen wurden, damit es für die anderen weiterginge, nach Süden.

In meiner Version des Films kommt ein Ziesel vor - das sind diese kleinen Hörnchen in der Farbe von ausgedörrtem Gras, die es im 17. Jahrhundert noch zuhauf in den Alpen gab und die zwischenzeitlich beinahe ausgestorben waren. Ein frohgemutes Ziesel sehe ich, das beim Erwachen aus dem Winterschlaf Fetzen von Pergament gefunden und seinen Bau damit ausgekleidet hat.

Ich weiß nicht, ob all das Blickwinkel sind, die ich insbesondere als Frau einnehme. Ob - unter all dem Gewicht der von Männern verfassten Schriften und ihrer Geschichte - ich mich mutmaßlich insbesondere für Fragestellungen interessiere, die dem „weiblichen Schreiben“ anhaften oder angehaftet werden. Ob ich, weil ich eine Frau bin, vorzugsweise auf alles so blicke als wären es Körper, die ich mir irgendwie verwandt machen könne. Und wenn ein Buch ein Körper ist, dann frage ich mich unter anderem: Wie geht es hautlosen Büchern?

So viel ist immerhin wahr: Die Einbände waren zumeist aus Tierhaut beschaffen, früher, und das Binden ein nicht geringer Aufwand. Nicht so wie heute, wenn wir unser Smartphone mit einer neuen Schutzhülle aus dem 1-Euroshop der Mode anpassen. Wiewohl die Selbstverständlichkeit womöglich eine ähnliche war. Man ließ seine Bücher gern dann und wann neu einbinden.

Bloß, dass auch damals schon nicht jede und jeder ein Buch hatte, aber buchstäblich jede und jeder heute ein Handy - da hat auch die Buchpreisbindung nicht vorbeugen können.

Was mir im Hinblick auf die Befassung mit Texten aber noch viel erstaunlicher scheint als ihre Wandelbarkeit je nach Einband, ist diese beneidenswerte Intimität zwischen der Kunst und ihrer Zensur. Es ist eine unnachahmliche Vertraulichkeit, die sich notwendigerweise ergibt. Niemand je so innig einen Text beschrieben wie jene, die ihn verbannen. Und dennoch darf man ausgerechnet sie nicht über diese Texte richten lassen.

Kim Hyesoon sagte in ihrer diesjährigen ‚Berliner Rede zur Poesie‘, in der sie nicht zuletzt über Zensur spricht - vor ihrem Hintergrund als Südkoreanerin sprechen muss - da sagt sie: „Die Poesie ist das Schreiben des Zurückgewiesenen.“ Daher ist es mir ein Anliegen, über die Entführung der zugleich abgewerteten wie machtvoll erhobenen Bücher mittels poetischer Bilder zu sprechen. Der Schleier, der all diese zensorischen Unterfangen zum Kleinhalten bestimmter Stimmen bedeckt, darf nicht mit spitzen Fingern angehoben werden. Er muss mit aller Vehemenz seiner behaupteten Wirklichkeit entrissen und von einem freiheitsliebenden Gedankengut hinweggefegt werden. Denn immer geht es bei der Kunst letztlich um die Freiheit, sie schaffen zu können – nicht von ungefähr Thema des Literaturherbstes, der in diesem Jahr die Literaturstadt Heidelberg beseelt.

Wir müssen aufhorchen, wenn Stimmen in ein bestimmtes Territorium verwiesen werden, wie die von Frauen im Patriachat, wie die von Bürger:innen in einer Diktatur. Ich wünsche mir, dass es genügend Stimmen gibt, die sich erheben, dass es immer Bücher gibt, die sich nicht vereinnahmen lassen, über wie viele metaphorische Alpenpässe man sie auch immer verschleppen mag. Papier ist geduldig, heißt es und es ist ein Aberglaube, dass Maulesel das auch sind. Die Trampelpfade löschen keine Geschichte aus. Ganz im Gegenteil. Aber die Ziesel flitzen bestenfalls mit großer Wendigkeit zwischen ihnen umher.

Der Wiener Kongress, der 1814/15 Europas Neuordnung begründete, ließ die etwa 850 deutschsprachigen Werke der Sammlung nach fast 200 Jahren in die Universitätsbibliothek Heidelberg zurückkehren, verschaffte so dem Deutschen der Bibliotheca Palatina eine gewisse Renaissance. Diese Wiederbelebung, die ja durchaus zeitgemäß war, hatte es an sich, nicht allen willkommen zu sein.

Aber wie sehr oder wenig kann eine Renaissance eigentlich eine Aufarbeitung des Geschehenen sein? Es passiert damit doch, dass die Echos zweier Zeiten sich vermischen, dabei Glaubenssätze und die Chronologie der Ereignisse aufweichen. Ein Gemurmel wie von Wiedergängern unterstreicht die Bedeutung dieser Schriften als Gerettete, Erlöste. Steht aber zugleich auch für die Möglichkeit des Aufbegehrens. Was aber ist das Höhere, an dem das zu messen wäre?

Weil die kognitiven Fähigkeiten des Menschen nicht ausreichen, um einen Gegenstand vollständig zu erfassen und zu beschreiben - etwas, wovon die Poesie, wie Kim Hyesoon folgerichtig sagt, ebenso ausgeht wie die Religion - muss jenseits eines starren Ichs die Vielstimmigkeit das Zentrum der Abwesenheit treffen. Das Zentrum des Göttlichen ebenso wie das der Sprache, deren Abwesenheit nicht minder schillernd beklagt werden muss.

Ebenfalls von Abwesenheiten spricht die Feststellung, welche Literatur kanonisch wird, das heißt, wer sich jeweils als Sprachrohr ausgeben darf und wer nicht. Die Beiträge von Frauen, die in die (deutschsprachige) Bibliotheca Palatina Aufnahme fanden, beschränken sich auf Liederzyklen und Rezeptsammlungen, unter anderem zu Schwangerschaftsregimen, und auf Aufzeichnungen über ihre Kinder.

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich habe überhaupt nichts gegen Rezeptsammlungen und ich koche auch wirklich gern, aber ich bin doch froh, dass ich mir in aller Öffentlichkeit auch über andere Themen Gedanken machen darf.

Die einzige Ausnahme von dieser geschlechtlichen Themenbeschränkung bildet Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, die im 15. Jahrhundert lebte und mit ihrem Roman „Herpin“ Eingang in die Bibliotheca Palatina fand. Sie gilt als

erste weibliche Autorin von Romanen in deutscher Sprache. Sie wuchs im Grenzgebiet zwischen Frankreich und Deutschland auf, war vermutlich zweisprachig, und führte nach dem Tod ihres Mannes stellvertretend für ihre noch unmündigen Söhne die Regierungsgeschäfte des Herzogtums. Ihr Roman „Herpin“ erzählt die Geschichte einer adligen Familie und ist reich bebildert. Die Abbildungen dienen nicht lediglich der Illustration des Werks, sondern bieten eine alternative Auslegung der Handlung an. Vielleicht lässt sich der Roman von Elisabeth von Nassau-Saarbrücken lesen als Vorläufer der heute populären Graphic Novels.

Wäre ich in dieser Karawane über die Alpen gewesen - irgendwo zwischen den Mauleseln, als Mann verkleidet vermutlich, um unbehelligt meines Weges gehen zu können – wäre ich also dabei gewesen, ich bin nicht sicher, ob es jenes Buch der Elisabeth von Nassau-Saarbrücken gewesen wäre, das ich vor allen anderen zu schützen gesucht hätte. Wäre mir diese Schrift wohl wichtiger gewesen als andere aus der Bibliotheca Palatina, Bücher über Pferde und Sperber und Minnesang und „elende Knaben“, solche von und ewigen Weisheiten und probierten Künsten, sowie Arzneien für dieses und jenes - für Rösser mitunter.

Vielleicht ist es - wie bei den Büchermenschen, die in „Fahrenheit 451“ durch Verinnerlichen Bücher retten - ganz egal, welchen Buches ich mich annähme, stellvertretend für all die verbannten und bedrohten Bücher. Möglicherweise ginge es einfach darum, etwas bewahren zu wollen, über all seine vergangenen und künftigen Einbände hinweg, ohne Wenn und Aber.

Es wäre allerdings tunlichst ein Buch, das in sich selbst sehr viele Wenss und Abers vereinte. Ein Buch, welches das von ihm Gesagte mit größtmöglicher Eleganz zur Welt in Beziehung setzte, und das es mir erlaubte, als Ziesel meinen Bau mit ihm aufs Herrlichste zu schmücken, ja womöglich eine Empore darin zu errichten.

Sofie Morin, 8. Oktober 2023